

Religion als historischer Erklärungsfaktor – und Schwierigkeiten, mit ihm umzugehen

Wer viel mit lebensgeschichtlichen Selbstzeugnissen als historisch-sozialwissenschaftlichen Quellen gearbeitet hat,¹ der entwickelt auch gegenüber den eigenen autobiographischen Rekonstruktionen eine gewisse Zurückhaltung: Erzählen wir nicht ganz unterschiedliche Geschichten, je nachdem welche Fragestellung an uns gerichtet wurde oder an welches Publikum wir uns wenden? Hatten vermeintliche Erweckungserlebnisse und Scheidewege im Verlauf unseres Lebens für uns stets dieselbe Bedeutung oder nehmen sie erst im Rückblick aus großer zeitlicher Distanz als Zäsuren in einem geschlossen konzipierten Lebensweg Gestalt an? Ist religiöses Erleben im Ablauf des Lebens in gleicher Weise rekonstruierbar wie Geschehnisse in anderen Bereichen – etwa solchen des wissenschaftlichen Lebenslaufs, den wir an äußeren Daten und Fakten in unserem Publikationsverzeichnis festmachen können? Solche Selbstzweifel sind sicher berechtigt. Und trotzdem müssen wir uns autobiographischen Rekonstruktionen stellen – generell in unserem Leben, weil reflektierte Identität in der Gegenwart und Lebensentwurf für die Zukunft notwendig auf einer solchen Aneignung der Vergangenheit beruht, speziell in unserem Leben als Wissenschaftler, weil es zunehmend zur Aufgabe wird, eigenes wissenschaftliches Handeln nicht nur in einem wissenschaftsgeschichtlichen und gesellschaftsgeschichtlichen, sondern auch in einem lebensgeschichtlichen Kontext zu begründen.²

Mein Anliegen in der hier vorgelegten autobiographischen Skizze ist ein bescheidenes. Es geht nicht um religiöse Erweckungserlebnisse, sondern – wenn die Übertragung des Begriffs auf einen anderen Lebensbereich erlaubt ist – um wissenschaftliche. Ich möchte an ein paar Beispielen erklären, warum mir als

¹ Zu den Aktivitäten um die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien: Christa Hämerle, „Ich möchte das, was ich schon oft erzählt habe, schriftlich niederlegen ...“ Entstehung und Forschungsaktivitäten der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen in Wien, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 4, 1991, S. 261-278. Günter Müller, „So vieles ließe sich erzählen ...“ Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik, in: Franz Eder u. a. (Hg.), Wiener Wege der Sozialgeschichte (Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte 30), Wien 1997, S. 335-356.

² Gert Dressel und Nikola Langreiter, Ist der Rand das Zentrum? „KulturwissenschaftlerInnen“ positionieren sich, in: Historische Anthropologie 10, 2002, S. 134-144.

Sozialhistoriker Religionsgeschichte so wichtig geworden ist. Aus der Entwicklung des Faches Sozialgeschichte in den letzten Jahrzehnten erscheint es keineswegs selbstverständlich, der Religion als historischem Erklärungsfaktor eine besondere Bedeutung beizumessen. Und so müssen es wohl Anstöße von außerhalb gewesen sein, die mich dazu veranlassten, dem Faktor Religion in meiner wissenschaftlichen Arbeit einen so hohen Stellenwert zu geben. Wenn ich die „äußere Lebensgeschichte“ meiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen und die „innere Lebensgeschichte“ meiner weltanschaulichen Entwicklung nebeneinander stelle, so ergeben sich plausible Zusammenhänge. Punktuell kann ich einen Konnex an fachlichen Einsichten festmachen, bei denen ich das Gefühl hatte, für mich Wesentliches füge sich zusammen. Ob die um solche „Erweckungserlebnisse“ rekonstruierten Bezüge zwischen Wissenschaft und Leben der damaligen Situation wirklich gerecht werden, dessen bin ich mir nicht so ganz sicher. Vielleicht war alles in Wirklichkeit viel komplizierter.

Bis in die späten sechziger Jahre – so glaubte ich jedenfalls – hatte für mich Geschichtswissenschaft nichts mit Religion und Religion nichts mit Geschichtswissenschaft zu tun. Mein Interesse an Geschichte reicht lebensgeschichtlich weit zurück. Schon auf meinen frühen Kinderzeichnungen finden sich gotische Kirchen, und die Prinzessinnen und Prinzen meiner Märchenwelt hießen Eleonore und Ferdinand – Namen, die mir im Habsburgerstammbaum meiner Großmutter damals besonders gut gefallen haben. Die Erzählungen meiner Mutter, die selbst sehr geschichtsinteressiert war, haben sicher meine frühe Entwicklung beeinflusst. Es verkürzt die Zusammenhänge, wenn ich von den Gestalten meiner Kinderphantasie gleich zu meiner Dissertation über „Karolingische Markgrafen im Südosten“ springe, die ich 1959 abschloss, es besteht hier aber ganz offenkundig eine Kontinuitätslinie. Ich las schon in der Gymnasialzeit mit Begeisterung genealogische Werke, veröffentlichte mit 17 Jahren eine Arbeit über den Ursprung der Babenberger und wählte schließlich ein einschlägiges Dissertationsthema. Noch vor meiner Promotion wurde mir ein wissenschaftlicher Hilfskraft- bzw. Assistentenposten am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien angeboten. Obwohl mir Wirtschaft damals sehr suspekt war, nahm ich diese Chance wahr.

Wie mein Weg zur Wissenschaft nichts mit Religion zu tun hatte, so auch meine religiöse Entwicklung nichts mit Geschichtswissenschaft. Meine beiden Eltern

haben überzeugend aus ihrem christlichen Glauben gelebt. Mein Vater war Mitbegründer des Bundes „Neuland“, meine Mutter ist dieser Bewegung nahe gestanden. Ich bin so in einem reformkatholischen Milieu herangewachsen. Das gilt auch für meine schulische Erziehung. 1947 legte ich die Aufnahmsprüfung am Wiener Schottengymnasium ab – einer traditionsreichen Klosterschule, die damals aber von jungen Professoren geprägt wurde, die – aus den Schrecken des Krieges zurückgekehrt – voll Idealismus eine sehr fortschrittliche Erziehungsarbeit leisteten. Die Jahre meiner Gymnasialzeit waren für mich insgesamt eine Epoche des Aufbruchs. Am Tag vor dem Staatsvertragsabschluss 1955 legten wir unsere Matura ab. Katholisch-Sein habe ich damals als offen, intellektuell, fortschrittlich erlebt. Das galt auch für die anschließende Phase meines Universitätsstudiums. Ich trat einer CV-Verbindung bei, die damals von einem starken reformerischen Engagement in Universität, Kirche und Politik geprägt war. Das Zweite Vaticanum eröffnete schöne Zukunftsperspektiven. Wir waren voll Optimismus und ganz sicher, dass uns Reformkatholiken die Zukunft gehören. Wir blickten nach vorne. Die Vergangenheit dieser Kirche interessierte uns nicht. Auch ich als Historiker war daran wenig interessiert. Natürlich kam ich in meiner Ausbildung nicht um die Kirchengeschichte herum. Was ich diesbezüglich im Kurs des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung mitmachen musste, blieb ungeliebte Pflichtübung. Christliches Leben aus seinem historischen Geworden-Sein begreifen zu wollen, lag mir damals ganz fern.

Meine erste wissenschaftliche Begegnung mit religionsgeschichtlichen Problemen datiert aus den späten sechziger Jahren. Bei den Vorarbeiten zu meiner Habilitationsschrift über Fragen des mittelalterlichen Marktwesens stieß ich auf ein eigenartiges Phänomen: An der Stelle aufgegebener Mittelpunktsiedlungen der Antike wurden noch viele Jahrhunderte später Jahrmärkte abgehalten. Das Phänomen ließ sich von Griechenland bis Dänemark, von Burgund bis an die mittlere Donau nachweisen. Mit zäher Beharrlichkeit wurde an solchen bedeutsamen Plätzen festgehalten. In vielen Fällen ließ sich nachweisen, dass diese erstaunliche Kontinuität durch kultische Faktoren bedingt war. Während der ständige Marktverkehr in neuen Zentren abgehalten wurde, blieben die periodischen Händlertreffen den alten heiligen Orten verbunden. Es zeigten sich enge Zusammenhänge zwischen Jahrmarkt und religiösen Veranstaltungen. Kaufleute und Pilger kamen zu heiligen Zeiten an heilige Orte, die längst nicht mehr besiedelt

waren. Aus ökonomischer Rationalität im heutigen Verständnis ließ sich solches Verhalten nicht erklären. Zu einer plausiblen Erklärung konnte man nur kommen, wenn man religiösen Faktoren für das Wirtschaftsleben der Zeit einen hohen Stellenwert beimaß. Und das war für mich der entscheidende Punkt. Die Entdeckung dieses Phänomens hatte für mich so große Bedeutung, dass ich die Arbeit an der Habilitationsschrift unterbrach und einen umfangreichen Artikel darüber veröffentlichte.³ Sicher handelte es sich um ein originelles Thema, das zu einer Analyse einlud. Mir ging es aber um mehr. Ich wollte dem damals in meinem Fach herrschenden Ökonomismus entgegentreten. Ökonomistische Tendenzen sind strukturell in der Fachbezeichnung „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ angelegt, unter der damals zahlreiche neue Lehrstühle geschaffen wurden. Ökonomistische Tendenzen ergaben sich damals aus der Übernahme wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Theorien und Modelle in die Geschichtswissenschaft. Ökonomistische Tendenzen resultierten schließlich aus dem aufkommenden Neomarxismus, der in der Folgezeit die akademische Diskussion beherrschte. Ich glaube, mich den wissenschaftlichen und intellektuellen Strömungen dieser Zeit redlich gestellt zu haben. Und ich verdanke der Auseinandersetzung mit ihnen viel. Aber gerade weil ich mich so sehr auf sie einließ, wollte ich auf die Elemente meines bisherigen Weltbilds, von deren Tragfähigkeit ich überzeugt war, nicht verzichten. Eine neue Historische Sozialwissenschaft musste für mich den Faktor Religion mit einschließen – und zwar zentral, und nicht nur marginal zur Erklärung irgendwelcher Randphänomene. Das war für mich die eigentliche Botschaft dieses Jahrmärkte-Artikels: Für Menschen der Vergangenheit (und damit auch der Gegenwart) kann die religiöse Bindung wichtiger sein als wirtschaftliches Kalkül. Das habe ich natürlich nicht unmittelbar so geschrieben. Aber in dieser Form entsprach es meiner damaligen Standortsuche in einer politisch und wissenschaftlich turbulenten Zeit.

Eine zweite Etappe auf meinem Weg zu einem besseren Verstehen von Religion als historischem Erklärungsfaktor markieren die Anfänge meiner Arbeiten auf dem Gebiet der Historischen Familienforschung. Das Schlüsselerlebnis war hier die Einsicht in Zusammenhänge zwischen Ahnenkult und Familienverfassung. Bei einer Tagung über „Geschlechtsreife und Legitimation zur Zeugung“ verwies ich in der Diskussion über die strenge Diskriminierung unehelicher Kinder und ihrer Mütter

³ Jahrmärkte in Nachfolge antiker Zentralorte, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 75, 1967, S. 237-321.

in Südosteuropa auf eine Stelle hin, die ich bei Max Weber gefunden hatte: Uneheliche Kinder erzürnen die Ahnen, weil durch sie die männliche Linie durchbrochen wird.⁴ Eine Sinologin griff den Gedanken auf. Es entwickelte sich eine anregende Diskussion, die mich den Gedanken weiterverfolgen ließ. Als ich bei einer anderen Tagung die Idee aufgriff, kam es zu einer schockierten Reaktion eines Kollegen: „Das sagen Sie als Wirtschaftshistoriker!“ Gerade als Wirtschafts- und Sozialhistoriker war und ist es mir wichtig, einseitig ökonomistische Erklärungsansätze zu vermeiden. Und dieser Antiökonomismus hat sicher mit meinen christlichen Wurzeln zu tun. Genauso wichtig war es mir allerdings, im Rahmen der Historischen Familienforschung ideologischen Ansätzen entgegenzutreten, wie sie in christlichen Gruppierungen verbreitet sind. Der vom Ahnenkult ausgehende Kulturvergleich hat mich dazu geführt, das Christentum als eine Religion zu sehen, in der Abstammungsbindungen keinerlei sakrale Bedeutung zukommt, ja die sogar manche antifamilistische Strukturelemente enthält. Öffentliche Vorträge darüber sowie Rundfunkinterviews haben in katholischen Kreisen ebenso Widerspruch ausgelöst wie die historische Argumentation gegen die Familie als „naturhafte Gemeinschaft“. Ich habe diese Auseinandersetzung gesucht, weil ich Aufklärungsarbeit durch Geschichte leisten wollte. So ganz sicher bin ich mir aber nicht, ob nicht auch gezielte Provokation dahinter war. Mich im katholischen Lager verorten konnte ich nur mehr, wenn ich bestimmte Gruppen zu Gegnern hatte. Die Familien-Thematik eignete sich dazu vorzüglich. Auch sonst war sicher viel Außerwissenschaftliches im Spiel, wenn diese Thematik in meiner wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit seit den siebziger Jahren immer mehr in den Vordergrund getreten ist.

Die Historische Familienforschung führte mich in den frühen achtziger Jahren zur Arbeit mit Lebensgeschichten. Wir bauten am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien eine Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen auf, die wir mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten wissenschaftlich auszuwerten begannen. Für mich wurde das Thema „Religion in Lebensgeschichten“ dabei besonders wichtig. Nie sonst im Umgang mit historischen Quellen war ich von Aussagen über Religion so berührt wie in der Arbeit mit solchen Selbstzeugnissen. Diese Betroffenheit ging keineswegs nur von Quellenstellen aus

⁴ Publiziert: Illegitimität in Europa, in: Ernst Wilhelm Müller (Hg.), Geschlechtsreife und Legitimation zur Zeugung, Freiburg 1985, S. 582 ff.

dem eigenen religiösen Milieu aus. Gerade die Begegnung mit ganz unterschiedlichen religiösen Traditionen gab vielfältige Impulse und regte zu wissenschaftlicher Arbeit an. Ich edierte eine Sequenz von Autobiographien aus einer jüdischen Familie, die von der Gegenwart über zehn Generation bis ins 18. Jahrhundert zurückführte.⁵ Dem Verhalten meiner Mutter in schwierigen Zeiten hatte ich es zu verdanken, dass mir dieser Schatz anvertraut wurde. Ich führte lebensgeschichtliche Interviews mit ägyptischen Emigranten, die ich betreute, und begegnete dabei einer mir bis dahin völlig fremden religiösen Welt. Durch Formen des Heiratsverhaltens, auf die ich dabei stieß, wurde ich zu einer kulturvergleichenden Studie über „Christentum und Endogamie“ angeregt.⁶ Ich setzte mich in ihr mit der damals viel diskutierten These des englischen Sozialanthropologen Jack Goody auseinander, der die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa dem „Bestreben der christlichen Kirche zu(schrieb), sich Besitz anzueignen, der sich zuvor in den Händen der Familien befand.“⁷ Der krude historische Materialismus dieses Ansatzes hatte mich nicht nur als Familienhistoriker gestört. Ich rekonstruierte den spätmittelalterlichen Ursprung eines Passionsgebets, das ich in der Autobiographie eines Osttiroler Bauern fand, und stieß dabei u. a. auf unerwartete Zusammenhänge zwischen Fronleichnamsfrömmigkeit und Antisemitismus.⁸ Kurz, die Begegnung mit lebensgeschichtlichen Selbstzeugnissen wurde für mich zu einer besonders anregenden Zeit der Beschäftigung mit Religion als historischem Faktor – nicht zuletzt deswegen wohl, weil jede Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte eines anderen implizit die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte bewirkt. So war es mir ein besonderes Anliegen, ein Nachfolgeprojekt zu unserer schon laufenden Autobiographienforschung zum Thema Religion einzureichen. Zu meiner Überraschung stieß ich dabei auf entschiedenen Widerstand meiner langjährigen Mitarbeiter/Innen. Fachliches und Persönliches trat

⁵ „Gelobt sei der dem Schwachen Kraft verleiht.“ Zehn Generationen einer jüdischen Familie im alten und neuen Österreich (Damit es nicht verlorengeht ... 14), Wien 1987.

⁶ Christentum und Endogamie, in: Historisch-anthropologische Familienforschung (Kulturstudien 15), Wien 1990, S. 41-86.

⁷ So die Zusammenfassung im Klappentext von Jack Goody. Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa, Berlin 1986.

⁸ „Heut‘ ist eine heilige Samstagnacht.“ Ein Passionsgebet im sozialgeschichtlichen Kontext seiner Überlieferung, in: Richard van Dülmen (Hg.), Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn, Frankfurt 1990, S. 260-299.

dabei in vielfältiger Verknüpfung zu Tage. Brüche im Verhältnis zur katholischen Kirche blockierten die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Religion generell. Selten zuvor wurde mir so bewusst, wie wissenschaftliche Arbeit mit dem jeweiligen lebensweltlichen Kontext zusammenhängt. Das Projekt kam letztlich doch zustande und hat uns vielleicht gerade durch die zu überwindenden Schwierigkeiten einander näher gebracht.

Das emotional stärkste und für meine fachliche Orientierung folgenreichste Erlebnis im Überschneidungsbereich von Religion und Geschichtswissenschaft hatte ich 1983 in Zusammenhang mit dem Papstbesuch beim österreichischen Katholikentag aus Anlass des Türkenbefreiungsjubiläums. Schon in den Jahren zuvor hatte ich mich gelegentlich mit spezifischen Formen des Geschichtsbewusstseins beschäftigt, wie sie beim Feiern von Geschichte in Jubeljahren zum Ausdruck kommen. Für das Gedenkjahr der Zweiten Türkenbelagerung von 1683 war diesbezüglich Besonderes zu erwarten. Über das Programm des Papstbesuchs wurde schon im Vorfeld einiges bekannt. Unter anderem war eine Großveranstaltung auf dem historisch so belasteten Heldenplatz unter dem Motto „Europa – Erbe und Auftrag der Christen“ geplant. Wie Geschichte dabei für die Gegenwart instrumentalisiert würde, war vorauszusehen. Aber auch an die Tausenden von türkischen Kindern war zu denken, die in Wiens Schulen mit dem traditionellen Türkensymbol dieses Schlachtgedenkens konfrontiert würden. Einige Historiker warnten. Ich selbst sah mir die Festpublikationen früherer Gedenkjahre durch und war überrascht und entsetzt, wie von kirchlicher wie von nationaler Seite Geschichte seit Jahrhunderten aus diesem Anlass missbraucht wurde. Etwa zur Produktion von Feindbildern: „Erbe und Auftrag der Christen“ war es nach hundert Jahren, wie damals gegen die Türken so heute gegen die Aufklärer zu kämpfen, nach zweihundert Jahren gegen die Liberalen, nach zweihundertfünfzig Jahren gegen die Sowjets. Wer würde nach dreihundert Jahren der Gegner der Christen sein? Ich schrieb einen kurzen Aufsatz über das Resultat meiner historischen Recherchen in einer Lehrerfortbildungszeitschrift unter dem Titel „Politischer Katholizismus, Österreichbewußtsein und Türkeneindbild“.⁹ Die Reaktionen waren äußerst heftig. In der deutschsprachigen Sonderausgabe des „Osservatore Romano“ aus Anlass des Papstbesuchs hieß es: „Haßmotivierte Angstneurosen auch unter Christen, die ihren gesellschaftspolitischen Standort wechseln, artikulieren sich als

⁹ Beiträge zur historischen Sozialkunde 12, 1982, S. 111 ff.

Kontext gegen die Vereinigten Staaten, den letzten verbliebenen Garanten jener abendländischen Freiheit, für die drei Jahrhunderte zuvor gekämpft wurde.“ Und: „Ein Scherbenhaufen weltpolitischer Orientierungslosigkeit ist das Resultat der konsequenten Umfunktionierung österreichischen Geschichtsbewußtseins. Wer Wien als ‚offene Kirche‘ für die geschichtlich widerlegte Pseudo-Heilslehre des marxistischen Sozialismus etabliert und basisdemokratische Innovationen im Gottesvolk als Antithese zur hierarchischen Struktur des Corpus Christi Mysticum fordert, verdient die gleiche Abfuhr wie Ernesto Cardenal in Managua.“ Auch im näheren Umfeld kam es zu erregten Reaktionen, etwa der Frage eines befreundeten Fachkollegen: „Möchtest Du lieber den Halbmond auf dem Stephansturm sehen als das Kreuz?“ Die vielen öffentlichen und privaten Diskussionen waren aber letztlich nicht umsonst. Die Großveranstaltung auf dem Heldenplatz wurde umprogrammiert. Und auch bezüglich der grundsätzlichen Folgewirkungen des Feierns von Geschichte dürfte es zu manchen Klärungen gekommen sein. Mich selbst hat dieser Fragenkomplex in Forschung und Lehre weiterhin stark beschäftigt – jetzt ohne aktuellen Anlass in distanzierter Sicht. Mein Geschichtsbild wurde dadurch wesentlich beeinflusst. Die Auseinandersetzung mit Formen des politischen Katholizismus, die den lebensgeschichtlichen Hintergrund der Beschäftigung mit dem Thema Jubiläen und Geschichtsbewusstseins ausmachte, wird man diesen späteren wissenschaftlichen Arbeiten kaum mehr anmerken.

Aufsätze, die verschiedene Etappen meiner Annäherung an religionsgeschichtliche Themen zum Ausdruck bringen, habe ich 2000 unter dem Titel „Dimension des Heiligen“ in einem Sammelband zusammengefasst. Das Echo war höchst unterschiedlich. Ich bekam persönliche Briefe wie nie zuvor nach einer Veröffentlichung. Sie zeigten mir, wie historisch-wissenschaftliche Beschäftigung mit Religionsthemen – vor allem auf lebensgeschichtlicher Grundlage – Erinnerung an eigenes religiöses Erleben zu wecken vermag. Ein Rezensent fand es bemerkenswert, dass sich ein Wirtschaftshistoriker mit religiösen Themen befasst. Es gab aber auch entschiedene Ablehnung. Eine vernichtende Kritik seitens eines Theologen erschien in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.¹⁰ Sein Urteil: veraltete Religionsvolkskunde, mangelhafte theoretische Reflexion, omnipotente Assoziationsphantasien, klägliches Scheitern, weil „weit unter dem Reflexionsniveau der klassischen Historischen Kulturwissenschaften“. Im Bücherdienst „Perlentaucher“

¹⁰ Friedrich Wilhelm Graf, in: FAZ vom 9.2.2001.

wurde diese Besprechung in Kurzform ins Internet gestellt, jedoch als Schlussatz hinzugefügt „man glaubt eine Rezension von jemandem gelesen zu haben, der durch die Hölle ging“. Auf’s Erste machte mich die Härte dieser Kritik sehr betroffen. Waren meine „Annäherungen eines Historikers“, wie ich im Untertitel des Bandes vorsichtig formuliert hatte, vielleicht wirklich ein Irrweg? Auf’s Zweite fragte ich mich, warum ein Vertreter des Faches Systematische Theologie und Ethik eine solche Besprechung schreibt. Eine Rezension hat ja nicht nur mit dem Rezensierten, sondern auch mit dem Rezessenten selbst zu tun. Religionsthemen berühren stets in besonderer Weise – im positiven, aber wohl auch in negativem Sinne. Ich werde es wohl kaum erfahren, ob es lebensgeschichtliche Hintergründe für diese wissenschaftliche Hinrichtung gibt. Für mich bedeutete sie jedenfalls in meinem Erleben eine Zäsur – von einem „Erweckungserlebnis“ kann man in diesem Zusammenhang wohl nicht sprechen. Schon einmal hatte ich vor vielen Jahrzehnten nach einer zerstörerischen Polemik das Thema gewechselt. Diesmal nicht. Die Einbeziehung religiöser Erklärungsfaktoren in mein Konzept von Sozialgeschichte bzw. von Historischer Anthropologie, wie ich mein Arbeitsfeld heute eher nennen würde, ist für mich unverzichtbar geworden.

Das lebensgeschichtliche Schreiben hat Eigendynamik bekommen. Als ich mit dieser Skizze begann, war mir nicht bewusst, dass das Verhältnis von Religion und Geschichtswissenschaft in meinem Leben mit so vielen äußeren und inneren Konflikten verbunden war und ist. Vielleicht hilft mir das Wissen darum, in Zukunft mit diesen Spannungsfeldern besser umzugehen.